

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltis.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Oben fragte Jost nach der Schwester. „Das Gewitter zieht weiter, es ist keine Gefahr mehr,“ sagte er. „Den wunderbaren St. Julien schenken wir dem Jägerwirt, und sonst bleibt uns nichts mehr zum Genießen übrig. Also radeln wir wieder fröhlich von dannen. Wo ist Annemie?“

Sie trat soeben ein, blaß und ein wenig verärgert. „Hede, ich habe es mit der Sorge bekommen,“ begann sie. „Ich ängstige mich doch. Wenn die Königin den Streich erfährt! Dann weiß es auch die Prinzessin, und sicher, sie schreibt's deinen Eltern nach Darmstadt.“

„Ach Allmacht,“ stöhnte die Komtesse verängstigt.

„Mir ist so bange,“ fuhr Annemie fort. „Ich möchte, ich wünschte, ich will... Weißt du, was wir machen? Wir fahren nach Berlin zurück und nehmen den Nachtzug nach Gotternega. Dann haben wir die Wahrheit wieder auf den Damm gebracht.“

„Ach ja,“ sagte die Komtesse.

Jost räsonnierte. Er sprach von Angsthäsen, von einer schmählich unterbrochenen Partie, von schnödem Justizlassen; aber Belten war anderer Meinung. „Wir müssen den Wunsch Annemaries respektieren,“ sagte er, „ich war sowieso nicht recht für die verschleierte Wahrheit. Die Damen sind nach Gotternega beurlaubt; ich schlage vor, wir begleiten sie und legen die letzte Strecke auf dem Rade zurück.“

„Aber unsere Koffer!“ klagte die Komtesse.

„Und meine Eltern!“ rief Eva.

„Es gibt Telegraphen und Postbeamte, meine Damen. Vorläufig lassen Sie uns die Wiederkehr der Sonne bemühen und nach der nächsten Station radeln. Weitere Entschlüsse planen wir unterwegs.“

Die Räder wurden vor die Tür geführt, der Wirt stand misstrauisch daneben: die eine Flasche St. Julien für sechs Gäste imponierte ihm nicht. Annemie zögerte einen Moment, als sie an der Gaststube vorüberschritt. Drinnen stöhnte wieder das Orchester, helles Gelächter erscholl, ein paar Stimmen riefen Bravo; dann klang das Klirren eines zerbrechenden Glases. Ein starker Rot lief über die Wangen Annemaries. Sie trat ins Freie.

„Warum hast du es nur so auf einmal mit der Angst bekommen?“ fragte sie Hede Verkuhn leise.

Die Prinzessin zuckte mit den Schultern. „Ich weiß nicht,“ antwortete sie, „— mir ist so bange...“

11. Kapitel.

Die Fortsetzung dessen: was ein Raß vermag.

Der Herzog hatte seinen eigenen Wagen nach Gotternega geschickt, um Belten holen zu lassen. Es war noch immer

die „Digestions-Karrete“ mit der lebergelbten, in Gurten hängenden Sitzbank, und Bozenhardt, der Postabfuhrer, fuhr. Er war schweigsamer geworden, der Alte, und sah grimmiger aus denn je, und es dauerte lange, ehe er unterwegs aufzutreten begann und die Fragen Belten eingehender beantwortete. Er war nicht mehr zufrieden mit seinem Herrn. Früher war er nicht nur der herzogliche Leibkutscher gewesen, sondern auch der einzige Diener im Schlosse zu Dombach. Aber seit der Herzog zu kränkeln begonnen hatte, war ihm auf Wunsch des Erbprinzen ein Kammerdiener zur Seite gegeben worden, der zugleich geprüfter Krankenwärter war. Das machte Bozenhardt wütend. „Herr Belten,“ sagte er, „dieser Mann ist ein ventrus piger. Er schartwenzelt um Seine Durchlaucht herum, aber er tut nichts tun. Er sagt, er massiere den Herrn, reibe ihn ab, gebe ihm Kniebäder und betreibe schwedisch-Heilgrimmnastil mit ihm. Das ist allens Mumpst. Er ist ein asinus, er ist ein schlechter Kerl. Früher wenn Durchlaucht mal ihren Anfall hatten, ging ich zur alten Böttichau, die kochte ihm ihren Kräuterte, und das half immer. Und wenn der Herr sein Reissen hatte, kam ich mit Arnika und Opodeldot und habe ihn tüchtig eingerieben und das Kissenell drauf gelegt, und dann dauerte es noch 'n paar Tage, und dann war's weg. Mannigmal auch nicht, aber meistens. Jetzt hat der fremde Mensch alle möglichen neuen Manieren eingeführt und wiegt ihn täglich und paßt auf, was er isst, und was er alles nachhießt, es ist nicht zu sagen — und dabei wird unser Herr alle Tage kläglicher, und ich kann mich nicht mal getrauen, mit ihm zu sprechen. Neulich habe ich mir nur mal erlaubt, ihm zu sagen: „Durchlaucht sehen so grün aus“ — da hat er mich angestarrt und gefächelt: „Wenn du so viel Eisen fressen mußt wie ich, läufst du auch grün an!“ — Nu sag' ich gar nichts mehr; ich seh' ihn ja auch kaum noch; ex est.“

Und dann hieb Bozenhardt wütend auf seine Pferde ein, und Belten spürte an dem fröhlichen Rütteln, daß er auf der Digestions-Karrete saß, die jede Unebenheit des Weges und jede Wurzel, die über die Landstraße kroch, dem Zufassen des Wagens auf gesunde Weise fühlbar machte.

Der alte Herzog erwartete Belten bereits unter der Veranda des Schlosses. Er saß da in einem Lehnstuhl, in seiner uralten Ledersoppe, aber die Haare mit Decken umwickelt, den Rübezahlbart noch länger herabwallend als früher und das schwarze Schnurrärdchen auf der Oberlippe wie sonst gefärbt und aufgepöpst; doch das Gesicht grau umschattet und elend, und auch wirklich etwas wie einen grünen Bronzeton in den schweren Tränensäcken unter den Augen.

„'n Tag, Herr von Belten,“ rief er dem rasch die Verandatreppe hinausspringenden entgegen, „entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegenkomme, aber ich hab's in den Pfoten — Neuraigie sagt mein Kammerfrise, der alle Weisheit Salomons geschluckt hat — es wird indes wohl eine gesunde Wassersucht sein... 'n Tag, lieber Belten — ich freu'

mich von Herzen, daß ich Sie mal wieder sehe, ich freu' mich aufrichtig. . . er wandte sich zu dem hinter ihm stehenden, immer höchst besorgt aussehenden Diener. „Sie können verdunsten — ich habe mit dem Herrn allein zu verhandeln — halt — nein — die Mamsell soll für Frühstück sorgen — und von der Zeltlinger Auslese. . .“

„Durchlaucht, Vergebung,“ sagte der Kammerdiener einfallend, „darf ich Durchlaucht gleich einen Teller Branntwein bereiten lassen?“

„Schicken Sie mir 'rauf, was Sie wollen, Mann Gottes — ich gehe unter Ihrer Pflege ja doch bald vor die Hunde. . . nee, sei'n Sie wieder gut, Sie sind ein Prachtmensch und eine brave Seele — aber ge'h'n Sie mir bloß aus den Augen, ich kann Ihr Erbarmungswürdiges Gesicht nicht mehr sehen! . . . Belten, nehmen Sie mir mal die Decken von den Beinen; ich möchte die linke Schere gern ein bißchen austrecken, und der Mensch hat mich eingewickelt, daß ich wie eine Granate in einer Panzerplatte stehe. So — ich danke. . . und nun setzen Sie sich mir gegenüber, lieber Freund, und wenn der Wein kommt, trinken Sie feste — ich für meine Person darf höchstens noch an dem Tropfen riechen. . .“

Belten sagte ein freundliches Wort von der Hoffnung auf Besserung, aber Herrfurth wehrte energisch ab. „Gibt's nicht mehr, Belten — das Del geht zu Ende — die Maschine wird langsam stillesteh'n! Ich hab' ja auch lange genug gelebt. Ich habe mit dem lieben Gott meinen Frieden gemacht und auch mit den Menschen. Bloß dem Bozenhardt, dem häßt' ich noch gern einmal eins über den Buckel gezogt und ihn ein paar Seiten aus dem Ferricinium lernen lassen, der Keul sauft wieder, seit ich nicht mehr mit dem Knüttel hinter ihm siehe! . . . Belten, ich habe ganz zufällig gehört, daß ihr allsamt in Gotternegg seid.“

„Wollten uns auch dieser Tage erlauben, bei Euer Durchlaucht vorzusprechen.“

„Schon gut — das könnt ihr immer noch. . . nun hat mich gestern aber auch ein anderer Besuch heimgesucht, ein weniger erfreulicher, ist gottlob gleich wieder abgerufen, aber. . . kennen Sie den jungen Fürsten Bura-eddin?“

Belten dachte zunächst an den „Kaukasier“, wie der Herzog seinen Schwiegerjohn scherzend zu nennen pflegte, entsann sich aber, daß er auch dessen jüngeren Bruder gelegentlich der Hochzeit des Fürsten Volkos flüchtig kennen gelernt hatte.

Der Alte nickte. „Nun also,“ sagte er, „der war hier — zwischen zwei Schnellzügen. Und was wollte er? — Um die Hand der Prinzessin Annemarie anhalten! . . .“

Belten fuhr vor Staunen fast von seinem Plage empor. Er fühlte auch, wie alles Blut plötzlich aus seinen Wangen wich. Er fühlte einen frampfartigen Druck in seinem Innern, als presse eine Eisenfaust sein Herz zusammen.

„Fürst Bura-eddin?“ stammelte er tonlos.

„Ja!“ schrie der Herzog lebhaft, „jajawohl — Fürst Nikolaus Sawrilowitsch — Fürst Kola! Sagt, er habe die Annemarie hie und dort in Berlin geseh'n — habe sich wahnsinnig in sie verliebt und hoffe zum Donnerwetter auf Gegenliebe!“

„Auf Gegenliebe,“ erwiderte Belten mechanisch. Jetzt formte sich in seinem Gedächtnis die Erinnerung an den bildschönen kaukasischen Fürsten, der mit seinen samtlenen Augen die Frauen so frech zu mustern wußte; er sah ihn deutlich vor sich — wie er bei der Trauung Volkos in der Schloßkapelle stand und sein Blick die Gestalt Lilians gleichsam in heißer Lösung umfaßte. . . Und er hoffte auf Gegenliebe bei Annemarie, so hatte er dem Herzog gesagt. Also mußte sich schon etwas wie eine Einigung zwischen den beiden vorbereiten. . . Belten begriff das nicht: nichts — nichts im Wesen Annemaries schien ihm darauf hinzuweisen.

Der Diener brachte das Frühstück. Herrfurth ließ sich die Flasche geben und musterte das Etikett.

„Ist recht,“ murmelte er. Dann schickte er den Diener wieder von der Veranda und wandte sich an Belten zurück.

„Na also, Belten — was sagen Sie dazu?“

Der Angeredete zuckte mit den Schultern; er schwieg.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort,“ sagte Herrfurth. „Ich verstehe dies Achselzucken. Sie meinen, Annemarie sei noch zu jung. Gewiß. Aber schließlich — das ist mir nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß der Kola ein verdammiger Lump ist, dem ich das Mäd'el nicht anvertrauen möchte!“

Wieder schaute Belten betroffen auf. Also auch das noch! —

Der Herzog schleuderte die letzte Decke von seinen Füßen und reichte die Arme. „Belten — unter uns. Als sich vor einer Reihe von Jahren meine Tochter in Karlsbad in den Fürsten Jazil verliebte, war ich anfangs auch gegen diese Ehe. Es wimmelt in Rußland von Fürsten aller Art, die nicht im Gothaer stehen; man weiß nie so recht, was sie eigentlich sind, wo sie herkommen und ob ihr Fürstentum nicht im Monde liegt. Mit dem Bura-eddins verhielt es sich freilich anders; ich habe natürlich meine Erkundigungen eingezogen. Das ist kaukasischer Uradel — ein bißchen wild und ein bißchen dunkel — aber es hat doch alles seine Nichtigkeit. Jazil stand damals bei den Gardetofaken und nahm den Abschied, um seine Güter zu bewirtschaften. Es ist ein Prachtler! — dagegen ist gar nichts zu sagen — und meine Tochter kam glücklich sein, daß sie ihn gekriegt hat. Aber dieser Kola! Ich weiß Bescheid — Jazil selbst hat mir über ihn reinen Wein eingeschenkt. Ein Wüstling, ein Verschwender, ein Lüderjahn! Schon zweimal stand er auf der Kippe, schlankweg aus dem Dienst geseuert zu werden; nur sein guter Name hat ihn immer noch gerettet. Und dem soll ich mein Mäd'el geben? Halten Sie es denn für möglich, Belten, daß Annemarie den Menschen wirklich liebt?“

Belten atmete schwer auf. Abermals mußte er keine andere Antwort als ein stummes Achselzucken.

„Ich habe Kola vorläufig auf Wartzeit gestellt,“ fuhr der Herzog fort, „habe ihm gesagt, ich müsse erst die Prinzess fondieren. Aber ich kann es nicht; ich bin ein alter Bär, ich gehe zu läppisch vor — ich könnte dem Mäd'el grob kommen — ich verstehe mich nicht auf solche Missionen. Und da hab' ich denn an Sie gedacht.“

Belten erschrak. „Verzeihung, Durchlaucht,“ sagte er, „ich will nicht widersprechen — aber würde Prinz Jost nicht ein besserer Unterhändler sein? . . .“

„Nein. Jost ist zu weich. Wenn Annemarie ein paar Tränchen vergießt, wird er mitheulen. Nein, Belten, — Sie müssen das Kind vornehmen! Sagen Sie ihr, wie ich denke — sagen Sie ihr, daß der Kola ein unsamer Strich ist, daß sie morbsunglücklich mit dem Menschen werden würde, daß sie sich die dumme Geschichte aus dem Kopf schlagen soll.“

„Und, Durchlaucht — wenn sie wider Erwarten erklären sollte, daß sie — nicht von ihm lassen will?“

„Dann. . . lieber Belten, ich bin nur der Vormund. Gewiß, auch als solcher könnte ich einfach nein sagen; das juristische Recht hab' ich dazu, aber auch das moralische? — Kann sich nicht alles anders gestalten? Kann sich der Kola nicht bessern? Kann die Ehe schließlich nicht ebenso glücklich werden wie die Jazils? Es ist schon so mancher leichtsinnige Hund ein recht solider Ehekrüppel geworden. . . möglich ist alles. Aber vorläufig glaube ich nicht an eine so tolle Verliebtheit Annemaries — ich glaube vielmehr, sie wird auf ein ruhiges und verständiges Wort hören — um so mehr, als ich sie — na also — als ich sie durchaus nicht gerade für sehr temperamentvoll halte. Aber darin irrt man leicht. Jedenfalls, lieber Belten — nicht wahr, Sie erweisen mir die Liebe und sprechen mit ihr?“

Belten verbeugte sich zusehend. Der Herzog nickte zufrieden; es war ihm sichtlich angenehm, daß er sich nicht selber mit dieser heißen Angelegenheit zu befassen brauchte. Sein leidender Zustand hatte ihn verdrießlich gemacht; auch seine geistige Elastizität war nicht mehr die frühere; es war ein langsamer Kräfteverfall, der bei dem hohen Alter des Herzogs sicher nicht mehr zu heben war.

Obwohl Belten's Gedanken sich ausschließlich mit seinem Auftrage beschäftigten, versuchte er doch, um den alten Herrn zu zerstreuen, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und fragte nach dem Befinden des Grafen Harro Herrfurth.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Verwertung der Obsternte.

Eine Aufgabe für die Gemeinden.

In den Tageszeitungen wurde Mitte Mai die erfreuliche Nachricht verbreitet, daß auf Veranlassung des preussischen Landwirtschaftsministeriums eine eigene Zentralstelle für Gemüse und Obst in Berlin errichtet werden solle, die für eine ausgleichende Verteilung der Gemüse- und Obstvorräte der einzelnen Gegenden im Deutschen Reich, für Verarbeitung von Gemüse zu

Konservern, für Trocknung oder Verarbeitung von Obst zu Marmeladen usw. zu sorgen habe. Die Organisation dieser neuen Reichsstelle solle, so hieß es weiter, der Reichsgüterbestelle nachgebildet werden, also aus einer Verwaltungsabteilung und einer Geschäftsstelle bestehen.

Wir begrüßen diesen Plan, der inzwischen Tatsache geworden ist, auf das lebhafteste, weil wir der Meinung sind, daß es bisher mit der Obst- und Gemüseverwertung bei uns recht sehr gebapert hat. Nicht nur, daß wir verhältnismäßig viel zu wenig Obst in Deutschland bauen und daß die Sortenauswahl recht sehr zu wünschen übrig läßt, sind vielmehr die sachkundigsten Beurteiler dieser Dinge der Ansicht, daß bis zu 45 Prozent der jährlichen Obsterzeugung durch zweckwidrige Behandlung der Ernte dem menschlichen Genuß verloren geht. Der Genuß sind die Zustände nicht ganz so schlimm, aber auch noch mancher Verbesserung fähig.

Was das Obst anlangt, so ist begreiflich, daß die nichtgewerbemäßigen Obstzüchter — und sie sind in der Mehrzahl — in der Regel keine besonderen Vorkehrungen für die zweckmäßigste Verwertung der Ernte treffen. Sie begnügen sich mit der billigsten und bequemsten Art der Aufbewahrung, dem einfachen Aufschütten des Frischobstes. Von dem aufgeschütteten Obst wird dann je nach Bedarf oder Laune verzehrt. Diese Frischobstbewahrung von Kernobst ist in Wirklichkeit nur dort zu empfehlen, wo für eine genaue und regelmäßige Ueberwachung der Vorräte Sorge getragen ist. Es kommt nicht nur darauf an, die angeschlagenen und turmschidigen Äpfel und Birnen täglich anzusehen und den sofortigen Verbrauch zuzuführen, sondern es müssen auch die verschiedenen Sorten beständig auf ihren Reifezustand geprüft werden. Wo das nicht geschieht, sind erhebliche Verluste und Wertminderungen an den Vorräten ganz unvermeidlich.

Wenn sich bei edlen Kernobst-Sorten, für die ja auch in Friedenszeiten gute Preise erzielt werden, die Frischobstbewahrung als die gegebene Methode der Verwendung und Verwertung empfiehlt, so ist dagegen bei allen weniger edlen Obstsorten die Konservierung als Kompott, Mus oder Dörrobst ins Auge zu fassen. Die Kompottbereitung ist an ziemlich viel Vorbedingungen geknüpft, die es empfehlenswert erscheinen lassen, diese Art der Obstbehandlung der privaten Haushaltung zu überlassen. Anders ist es mit dem Dörren des Obstes. In fast allen Dörfern finden sich noch die geeigneten Anlagen für einen zweckmäßigen Dörrobetrieb, die Backöfen und die Bürden. Sie rechtzeitig instand zu setzen und für den geordneten Gebrauch bereitzuhalten, sollte den Gemeindevorstehern durch die vorgelegten Behörden dringend zur Pflicht gemacht werden.

Bei den billigen Steinobst kommt die Frischobstbewahrung gar nicht in Frage, die Verarbeitung zu Kompott auch nicht erheblich, bei ihm kann es sich in der Hauptsache also nur um Dörren oder Verlochen handeln. Für das Dörren gilt das eben Gesagte. Für das Muskochen sind indessen besondere Vorbereitungen nötig, auf die hier ausdrücklich aufmerksam gemacht werden soll. Blaumen- oder Zwetschenmus ist deshalb von besonderer Bedeutung für unsere Volksernährung, weil der Rohstoff bei einer einigermaßen guten Ernte sehr billig ist und weil nur Verlochen der Früchte kein Zucker verwendet wird. In guten Jahren haben oftmals schon die Reiser von Zwetschenanlagen das Abernten der Bäume verschmälert, weil sie ihre Arbeit durch den Verkauf der Früchte nicht behalten begreiflich sein; volkswirtschaftlich und in Kriegszeiten ist es unthätig. In diesem Jahre müssen wir nachdrücklich auf die ganz rationelle Verwertung der Zwetschenenernte dringen, weil keine der handelsüblichen Marmeladen auch nur annähernd das Zwetschenmus als Butter und Fett erziehender Brotaufstrich erreicht und weil das Mus auch sonst in der einfachen Küche eine große Rolle spielen kann.

Die unerlässliche Vorbedingung für ein Gelingen der Muskocherei ist das Vorhandensein geeigneter Kessel. Während früher in fast allen in Frage kommenden Haushaltungen größere Kupferkessel, die sich zur Musbereitung am besten eignen, vorhanden waren, sind sie inzwischen durch eiserne ersetzt worden. In eisernen Kesseln kann man aber kein Zwetschenmus kochen. Auch die Verwendung von emailliertem Geschir ist nicht zu empfehlen, da bei der unter beständigem Umrühren vor sich gehenden stundenlangen Musverkochung erfahrungsgemäß Emaillie stark abspült. Neuerdings sind nun nichtemaillierte Kessel, aus einem besonderen Metall, die sich auch zum Muskochen sehr gut eignen, in den Handel gebracht worden. Aber sie sind einmal etwas teurer als gewöhnliche eiserne und dann steht ihrer allgemeinen Einführung der Umstand im Wege, daß maner guter Ersatz der Kupferkessel zumeist schon lange eingebaut ist. Unter diesen Umständen bleibt nichts anderes übrig, als daß nötigenfalls die Gemeinden, vielleicht mit Unterstützung der neuen Reichsstelle, gehalten werden, rechtzeitig geeignetes Kochgeschir für das Muskochen bereitzustellen. Ist es in der Haushaltung einer Gemeinde bereits vorhanden und dem allgemeinen Gebrauch zugänglich zu machen, dann gut. Ist es nicht vorhanden, dann muß es angeschafft und dem allgemeinen Gebrauch zur Verfügung gestellt werden. Weiterhin muß dann in der Zwetschenenernte die Benutzung des Kessels in verständiger und gerechter Weise geordnet werden, um allen Schwierigkeiten zu begegnen. Dort, wo Gas zur Verfügung steht, wird die Kochanlage zweckmäßig mit Gasheizung versehen, die sich erfahrungsgemäß den Erfordernissen der Muskocherei am besten

anpassen läßt und die auch — falls nicht die Gemeinde die geringen Heizungskosten selbst übernimmt — eine unbedingt zuverlässige Kostenverteilung gewährleistet.

Nur wenn die Vorbereitungen zu einer rationellen Muskocherei und zu einer umfangreichen Verwertung von Dörrobst rechtzeitig getroffen werden, können wir auf die günstigste Verwertung eines hoffentlich recht reichen Obsternte zählen.

Geld aus Rauch.

(Aus der Geschichte der Tabaksteuern.)

Als der englische Seeheld Walter Raleigh den Tabak, dieses „sonderbarste Kraut der Naturgeschichte“, zuerst in England einfuhrte, da erregte er allgemeine Verwunderung. Die Figarette in seinem Munde war bei Hofe Gegenstand des allerhöchsten Interesses und gab zu vielen Scherzen Anlaß. Eines Tages wette er mit der Königin Elisabeth, daß er sogar das Gewicht seines Rauches bestimmen könne, und er gewann, indem er zuerst den Tabak und dann die Asche wog und das Fehlende als das Gewicht des Rauches bestimmte. Die Königin aber zahlte mit den Worten: „Andere lassen ihr Geld in Rauch aufgehen, Ihr wisst sogar Geld aus Rauch zu machen!“ Geld aus Rauch!

Dies Wort der englischen Herrscherin haben sich die Herrscher der Welt gegnigt sein lassen und seitdem eifrig die einbringliche Kunst betrieben, Geld aus Rauch zu machen. Der Gedanke lag ja so nahe, den Genuß dieses so lange verabscheuten und verdamnten „Höllentkrautes“ wenigstens recht teuer zu gestalten. In Deutschland ist man in dieser Hinsicht stets am gelindesten verfahren, und wenn auch jetzt höhere Abgaben auf den Tabak gelegt werden, so bleiben wir doch weit hinter dem zurück, was alte und neue Zeiten den Rauchern an Geldopfern auferlegt haben. Frühere Regierungen hatten es leichter, die Gabe des französischen Arztes Jean Nicot an die europäische Menschheit, sich mit Gold anzuheben zu lassen, gaben sie doch vor, damit ein frommes und segensreiches Werk zu vollbringen, denn man hielt damals das Rauchen nicht nur für eine zum Tode führende Vergiftung, sondern auch für eine Todssünde. König Jakob I. von England unternahm daher eine für alle Staaten gewinnbringende Tat, als er in seinem „Mofocavimus“ das Rauchen als eine Ausgeburt der Hölle und den Raucher als einen Höllensohn verdamnte. Sein Sohn Karl I. zog aus den väterlichen Lehren den praktischen Schluß, daß er an dieser „Unsitte“ wenigstens etwas verdrängen wolle und führte die erste Besteuerung des gesamten Tabakhandels 1652 ein, indem er von dem eingefuhrten Tabak Zölle erhob und gleichzeitig die Erlaubnis zur Tabakfabrikation und zum Tabakhandel verkaufte. In Frankreich hatte man schon früher den gleichen Weg beschritten: hier wurde der Tabak 1629 mit einer Abgabe belegt, und nach ein er dann eine Zeitlang völlig verboten war, wußte ihn Ludwig XIV. zu einer einträglichen Einnahmequelle zu gestalten. Portugal aber ging allen anderen Völkern damit voraus, daß es 1664 das Tabakmonopol einfuhrte, die ganze Verwertung u. den Verkauf des Tabaks also von Staats wegen besorgte. Wie schließlich man über diese Lösung der schwierigen Frage war, beweist die Antwort, die die portugiesische Akademie der Wissenschaften auf die Frage ab: „Welches Krieb ist dem Staate am nützlichsten?“ Die gelehrten Herren fanden allgemeinen Beifall mit der Entgegnung: „Die Nase, denn durch sie wird das Rauchen befördert und gemüthlich.“

Am längsten haben die Russen der lockenden Kunst, aus Rauch Gold zu machen, widerstanden. Rauchten doch die Türken, ihre Erzfeinde, und wandten doch die Papen das Bibelwort darauf an: „Was aus dem Munde ausgehet, ist Sünde.“ Das Ausschließen der Nase oder Devortation nach Sibirien waren die Strafen, die auf den Tabakgenuß standen. Als aber Peter dem Großen in London das Geld ausging, erlaubte er den stets geschäftstüchtigen Engländern die Tabakeinfuhr nach Rußland gegen die runde Summe von hunderttausend Talern und versprach nach Voltaire, „seine Russen und seine Papen rauchen zu lassen“. In Deutschland hat man frühzeitig angefangen, selbst Tabak zu bauen, um von dem teuren ausländischen Sorten loszukommen. 1676 versuchte man den Tabakbau in der Mark Brandenburg; 1697 baute man in Hessen das seltsame Kraut bereits in großem Umfange an, und 1719 sah sich der Rat von Straßburg genötigt, den Anbau von Tabak zu verbieten, weil er dadurch eine zu große Einschränkung des Getreidebaues befürchtete. Die deutschen Sorten, auf die wir auch heute wieder dankbar uns stützen, da die Einfuhr unterbunden ist, wurden trotz allen Spottes und aller Verachtung rasch beliebt, und sie alle könnten den Wahlspruch führen, den man früher auf den Tabakwägen aus Bierraden bei Schwedt las: „Nur Mut, der Udemärkische Tabak raucht sich aut.“ Schon im 18. Jahrhundert debitierte man sich auch vielfach des ungarischen Tabaks bei der Fabrikation, und ein Mitarbeiter der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung läßt sich 1796 darüber vernehmen: „Bei der eintretenden Unsicherheit der amerikanischen Schiffahrt durch französische Kaper hat sich der Handel mit ungarischem Tabak merklich gehoben, und in der Tat kann sich der deutsche Raucher durch den Genuß dieses vortrefflichen Tabaks den viel teureren überseeischen Koster ersparen.“

Um 1800 hatte Deutschland 120 große Tabakfabriken, und das „Taschenbuch für Raucher“ singt ihnen deshalb folgendes Loblied: „So verdanken viele Tausende Menschen demnach ihre irdische Sub-

sistenz einem Strauß, das zum richtigen und spielenden Rauche werden soll, und so befördert unser Rauch die Betrieblichkeit, den Geldumlauf, den Wohlstand, die Bevölkerung." Nach Schölers Berechnung, der für eine umfassende Tabaksteuer auch in Deutschland eintrat, erhielt der König von Frankreich 1740 durch den Tabak 2 Millionen Reichstaler, der König von Portugal 1753 2 1/2 Millionen, Maria Theresia 1770 fast 1 Million. Stets hat sich in der Geschichte des Tabaks der Gemüß am Rauchen stärker erwiesen als die Rücksicht auf den Gelbbentel, und wenn Ludwig Bamberger bei der Tabaksteuerdebatte im Reichstag 1878 das geflügelte Wort sprach: „Fünf Zigarren bedeuten mehr als zehn,“ so wird ihm kein Raucher der Welt darin recht geben.

Büchertisch.

— Die Säuglingspflege. Leitfaden für den Unterricht in der Säuglingspflege in den Mädchenschulen. Von Professor Dr. Erich Reiper, Geh. Med.-Rat, Direktor der Univ.-Kinderklinik zu Greifswald. Mit 22 Abbildungen im Text. Preis kart. 2,20 Mk. Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald.

— Dürerschule. Zeitschrift des Bundes Dürerschule, Mitteilungen aus der Dürerschule Hochwaldhausen. Verlag Fr. Ehrenkranz, Lauterbach (Hessen). Jährlich vier Hefte groß 8°, je 1—2 Bogen. 2 Mk., Einzelheft 0,50 Mk. — Neben den Büchern der Dürerschule* (Verlag W. B. Teubner) gibt G. v. Neuenhoff zum Zweck der Verbreitung der pädagogischen Reformbestrebungen der Dürerschule Hochwaldhausen-Oberhessen (Reform-Erziehungsschule für Knaben und Mädchen) diese Vierteljahrsschrift heraus. Das vorliegende, würdig ausgestattete erste Heft bringt neben zwei Abhandlungen über die Aufgaben und Ziele des Bundes Dürerschule eine auf die Praxis der Anstalt gegründete Anregung über eine passende Einleitung der Tagesarbeit der Schule. Ein Aufsatz Dr. Müller-Lyers, des Verfassers der „Entwicklungsstufen der Menschheit“ (München 1910 ff.), über die Umwandlung des Geschichtsunterrichts in einen soziologischen Unterricht schließt sich an. Unter dem Kennwort „Die neue deutsche Kulturbewegung“ werden besonders wichtige Neuerungen aus den Gebieten der Politik, Schule und Kunst besprochen; Kritiken neuer, breitere Kreise interessierender Werke erzieherischer Art schließen das Heft ab.

— Heldengräber in Südbelgien. In dem Buch, das im jüngst vom Militärgouvernement der Provinz Luxemburg herausgegebenes, geschmackvoll ausgestattetes Album, das in Wort und Bild die Stätten schildert, wo unsere Krieger, die in den Augusttagen des Jahres 1914 in den südbelgischen Kämpfen den Heldentod fanden, zur letzten Ruhe gebettet sind. Das Werk ist aus dem Gedanken entstanden, „den ruhmvollen Regimentern, die auf Belgiens Boden kämpften, und den Angehörigen der Gefallenen eine bleibende Erinnerung an ihre Verdienste zu bieten, und die stumme Sprache dieser Gräber auch auf weitere Kreise im deutschen Vaterland wirken zu lassen.“ Vortrefflich kommt dieser Gedanke zum Ausdruck. In sechs Abschnitten, nach Schlachtfeldern zusammengefaßt, geben die photographischen Aufnahmen — es sind ihrer im ganzen 250 — eine Auswahl der am schönsten gelegenen und besonders denkwürdigen Gräber wieder. Jedem Abschnitt ist ein übersichtliches Krok des betreffenden Schlachtfeldes vorangestellt, aus dem die Anmarschstraßen, die Richtungen der Angriffe unserer Truppen und die Lage der in dem Abschnitt abgebildeten Gräber zu erkennen sind. Bei jedem Bilde befindet sich eine kurze Beschreibung des Grabes, mit Angabe der Namen der darin Bestatteten, soweit sie bekannt sind, mit einer kurzen Orientierung über die Lage des Grabes, die Landschaft, die das Bild zeigt, oft auch mit knappen Hinweisen auf den Gang des Gefechts, in welchem derjenige den Heldentod gefunden hat, dessen Ruhestätte im Bilde wiedergegeben ist. Ein besonderer Reiz der Bilder besteht darin, daß sie die Gräber nicht für sich allein zeigen, sondern so, wie sie eingebettet sind in die mannigfaltige, anmutig erußt: Landschaft der Provinz Luxemburg, auf den Höhen ihrer Hügel, am Rand der klaren Bäche, in Wäldern und Wiesentälern, im Park der Schlösser und im Bauerngarten. Diese Ausschnitte der Landschaft werden zusammen mit den kurzen Gefechtsangaben auch das militärische Interesse. Verzeichnisse der im Album erwähnten Regimenter und der in den abgebildeten Gräbern bisher festgestellten Gefallenen beschließen den Band. Allen denen, die auf dem Boden Südbelgiens gekämpft, allen, die dort einen ihrer Angehörigen ruhen haben, allen, die seit der Okkupation in diesem Lande leben und arbeiten, wird das Werk eine wertvolle Gabe sein. Es ist vom Militärgouvernement der Provinz Luxemburg in Avel (Arlon) zum Preise von 4 Mark zu beziehen. Der Reinertag wird der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen überwiesen werden.

— Waldemar Bonsels: Die Heimat des Todes. Empfindsame Kriegsberichte. Verlag Walter Schmidlitz, München, Leopoldstraße 77. Preis 1 Mark.

— 5/7. Heft von „Wie wir unser Eisern Kreuz erwerben“. Selbsterlebnisse nach persönlichen Berichten von Inhabern des Eisernen Kreuzes 1914, bearbeitet von Generalleutnant Friedrich Freiherr von Dinklage-Campe. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57. Preis des Vierzehntage-Heftes 50 Pfennig.)

— Fremdenlegionär Kirsch. Von Kamerun in den deutschen Schützengraben. Von Hans Paasche. Mit 15 Bildertafeln und einigen Textbildern. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin. Preis geheftet 1 Mk., künstlerisch gebunden 2 Mk. — Wäre unsere eiserne Zeit nicht allem Romanhaften und Phantastischen abhold, so könnte man die Abenteuer und Erlebnisse des Fremdenlegionärs Kirsch für die Ausgeburten einer lähnen Einbildungskraft halten. Aber andererseits muß es uns mit berechtigtem Stolz erfüllen, daß es unter unseren jungen Landweilern echte Männer gibt, die Gefahr und Entbehrung, Not und Tod nicht scheuen, wenn es gilt, dem bedrängten Vaterland zu Hilfe zu eilen. Allein, ohne Hilfsmittel irgendwelcher Art, machte er sich auf den Weg durch den afrikanischen Busch, bis er erschöpft niederfiel, von Negern aufgefunden wurde und in französische Gefangenschaft geriet. Hier gab er sich als Schweizer aus und trat, als er keinen anderen Ausweg mehr sah, in die französische Fremdenlegion ein. Es ist ein interessantes Buch, packend von der ersten bis zur letzten Zeile, es macht uns bekannt mit den Schrecknissen der afrikanischen Wildnis, den Zuständen in der französischen Fremdenlegion und der französischen Armee überhaupt.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Jahrestheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Charlotte Lady Vlennerhasset; Der französische Einfluß auf Deutschland im Urteil eines Franzosen von 1913; Hanns Johst: Tumm Kröner; Maria Marech; Die polnischen Messianisten; Bertha Vadt; Georg Forsters Briefe; Fedor v. Bobeltzig: Viskopöte Chronik. — Echo der Wälder. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen usw.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Grünkernsuppe, Schweinefoteletts mit Spargel und Kartoffeln.
- Montag: Kartoffelsuppe, Bohnen Gemüse mit Fering und Kartoffeln.
- Dienstag: Griessuppe, Kartoffelköse mit Radobst.
- Mittwoch: Bohnensuppe, Spinat mit gebadenen Eiern und Kartoffeln.
- Donnerstag: Spargelsuppe, Schellfisch mit Senfstaue und Kartoffeln.
- Freitag: Erbtsuppe, Mehlisannudchen mit Kopfsalat.
- Samstag: Gemüsesuppe, Spargelgemüse mit Nöhrei.

Einmachen ohne Zucker.

In der pharmazeutischen Zeitung befaßt sich Fr. G. Sauer mit der Frage des Einmachens ohne Zucker. Die Aufhebungen sind geeignet, die Bedrüben, die sich für das Einmachen an den Zuckermangel klagen, zu beseitigen. Der Verfasser führt aus: Das Einmachen von Früchten ohne Zucker ist nicht nur möglich, sondern bringt sogar noch mancherlei Vorteile, denn zunächst vergrößert der Zucker die Einmachmenge, also auch den Bedarf an Gläsern, dann aber sollen die Früchte ihre natürliche Form, ihre ursprüngliche Farbe und ihren Duft und Geschmack besser behalten als die mit Zucker eingemachten. Auch zum Einmachen der Früchte ohne Zucker kann man sich der üblichen Konserviergläser, sowie die Gummiringe noch brauchbar sind, bedienen. Für kleinere Früchte sind auch alte Flaschen, die durch starke verschlossen werden, benutzbar. Zweck gründlicher Reinigung werden Gläser, Flaschen und Kork in Wasser mit 1 Prozent Salzsäure gewischt. Gummisollen sämtliche Früchte einige Minuten in solchen säurehaltigen Wasser liegen, denn hierdurch werden die in den Schalen haften Bakterien zerstört. In die Gefäße wird zunächst 2 Zentimeter hoch gut abgekochtes, erkaltes Wasser gegeben und nun die rohen Früchte recht fest eingeschichtet. Die offenen Gläser werden in einem Kessel mit wenig kaltem Wasser gesetzt und diese langsam auf 70 Grad Celsius erwärmt. Dann werden die Gefäße vollständig verschlossen und nun etwa eine Stunde in Wasser von 65 Grad Celsius erhitzt. Vor der Verwendung gießt man den Fruchtsaft ab, löst darin den Zucker unter Erwärmung und legt in den warmen Zuckersaft die Früchte, die nach dem Erkalten gleichmäßig süß schmecken. Will man statt des Zuckers Saccharin verwenden, so muß man bedenken, daß das Saccharin ein Erwärmen nicht verträgt, da es sich dabei zersetzt.

Logoarithm.

Siehe den Alten mit „i“, sein Bündchen mit „l“ ihm zur Seite; Sprich, wer der Alte wohl ist und wie das Bündchen wohl heißt. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Kreuz- und Quer-Rätsels in voriger Nummer:

Güter	Boden
Ballen	stebi